



[Nachdruck verboten.]

Des Schlossherrn Vermächtniß.

Roman von Mary Cecil Hay (Martham Howard).

20] Autorisirte Uebersetzung von Eduard von Boehen.

„Ihre Nerven sind überreizt, wie nach solchem Schreck ganz natürlich,“ dachte Scot, während von seinem Antlitz der Ausdruck verschwand, welcher die Thränen verschuldet, obgleich seine Pulse noch heftig pochten.

Er ließ Doris ruhig sich ausweinen, wohl wissend, daß es ihr Erleichterung verschaffen, und ihre Augen bald wieder in alter Fröhlichkeit strahlen würden.

Dann nahm er seinen Hut auf, den er bei dem Rettungsmerke fortgeworfen, legte ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche; da Doris den ihrigen eingebüßt, wollte er auch keinen tragen.

„Fräulein Egerton, wollen wir nun gehen?“ Indem er es sagte, streckte er ihr die Hand entgegen, und in seiner Stimme lag ein sehrender Klang, aber fast eben so rasch war derselbe wieder verschwunden und die Hand zurückgezogen.

Allmählich verstiegen Doris' Thränen, doch bot sie mit ihrem aufgelösten Haar und ihren gerötheten Augen jetzt in der That ein wahres Bild des Kimmers. Das Leben dieses jungen Mädchens war bislang so sonnig verfloßen, und die sie umgebende Liebe hatte allen Schmerz von ihr ferngehalten; war es da zu verwundern, daß der jetzige doppelte Schmerz, mit dem dies neue und unnige Mitgefühl sie erfüllte, sie so schwach und hilflos machte?

„Sollen wir nicht weiter gehen?“ fragte ihr Begleiter noch einmal ruhig.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht gedankt; könnte ich es doch genügend!“

„Was habe ich denn Besonderes gethan?“ entgegnete er leise, gewaltsam seine Aufregung bemeisternd. „Ein winziger Zweig in Ihrem Bereiche würde dasselbe bewirkt haben, und das Pferd verdankt seine Rettung sich selbst. Hätten Sie eine Ahnung, daß Hero ebenso gut schwimmen konnte, wie Leander?“

Diese Scherzworte brachten Doris wieder zu sich selbst; sie strich ihr Haar von der Stirn zurück, warf ihr Reitkleid über den Arm und schickte sich zum Gehen an, nur noch einen schnellen Blick nach ihrem Pferde werfend, das mit lang herabhängenden Bügeln am anderen Ufer hin und her trabte.

„Ja, Herr von Montton, ich bin bereit; wo mag nur der Stallknecht sein? O, dort ist er und hält Ihr Pferd — nun wird mir Alles klar!“

Wieviel sie jedoch von der Wahrheit ahnte, sagte Scot sie nicht; er gab dem Diener, nachdem er ihm „Walter“ abgenommen, Weisung, wie er „Hero“ erreichen könne, und ging dann, sein Thier am Jügel führend, neben Doris her. Sie begegneten nur einer kleinen Gruppe von Landleuten, und als dieselben vorüber waren, sah Doris lachend in das Gesicht ihres Begleiters und meinte, was wohl diese Menschen

von zwei Reitern ohne Pferd und Gut sagen würden, worauf sie die übrige Strecke bis zur Pforte des Dowerhauses schweigend zurücklegten. Hier erst sah das junge Mädchen von Neuem zu ihm auf, indem sie ihn bat, mit einzutreten, und noch einmal in abgerissenen Worten ihm ihren Dank auszusprechen versuchte. Scot widerstand dieser Versuchung indes tapfer und schüttelte, ihr seine Rechte bietend, den Kopf.

„Dort kommt auch schon Ihr Pferd, Fräulein Egerton; hoffentlich werden Sie den Gut leicht verschmerzen, da das Alles ist, was Sie zu bedauern haben.“

Lange noch sah Doris gegen die Pforte gelehnt dem sich entfernenden Reiter nach, doch wandte dieser nicht einmal seinen Blick nach ihr zurück, sonst würden gewiß die so ernst ihm folgenden Augen wieder heiter geblickt haben.

„Wie wünschte ich,“ seufzte das junge Mädchen, während sie endlich den Gartenpfad hinauffschritt, „es wäre Kenneth gewesen! Ihm allein verdanke ich am liebsten Alles!“

19. Kapitel.

Da Tante Michal die Fischpastete eigenhändig zubereitet hatte, verdroß sie es nicht wenig, daß dieselbe nun durch langes Warten verderben sollte.

„Zwei Stunden,“ seufzte sie, sich auf ihrem Stuhle hin und her wiegend, „habe ich das Feuer im Gange erhalten und unnützerweise Kohlen verschwendet.“

Bei diesem neuen Gedanken sprang sie plötzlich auf und verbarg den Kohleneimer, nachdem sie ihn mit einer Schürze bedeckt hatte, unter ihrem Stuhle. Wenn Scot durchfrenen nach Hause käme, würde er sonst den ganzen Vorrath, der noch auf lange Zeit reichen mußte, auf einmal verbrennen, — armer Scot!

Endlich hörte Fräulein von Windisch ihren Nefsen über den Hausflur kommen und bald darauf das Zimmer betreten.

„Zwei Stunden nach Eßenszeit!“ rief sie ihm entgegen, nachdem sie sich noch einmal vergewissert hatte, daß ihre bunte Küchenschürze den Kohleneimer auch vollständig bedeckte.

„Was Du sagst, Tante!“

„Du hast doch natürlich bei Egertons gespeist,“ fuhr diese ärgerlich über seine Gleichgültigkeit fort.

„Nein.“

„Ach, du meine Güte, so lange dort zu bleiben und nicht mit ihnen zu speisen!“

„Es war noch nicht so spät; die Thurmuhr von Kingswood schlug eben drei, als ich vom Dowerhause wegritt.“

„Drei!“ rief Fräulein von Windisch aus, doch ihr erstaunter Ausruf galt weniger seinen Worten, als einem gewissen Etwas, das sie auf ihres Nefsen Antlitze fand, aber sich nicht zu erklären vermochte. „Und jetzt ist es acht Uhr, Scot!“

War es das Erstaunen der kleinen Dame oder die Belehrung selbst, die ihn stutzig gemacht, er entschuldigte sich mit einem Lächeln, das die Tante sofort in bessere Stimmung versetzte. „Warum sitzt Du noch im Dunkeln, Tante?“

„Ich will sogleich die Lampe anzünden. Zu meinem Nichtsthun brauchte ich kein Licht. Es bedrückt mich so wie so schon, daß ich Dir kein Geld mit verdienen kann, aber sparen kann ich doch wenigstens dann und wann etwas.“

„Wie sehr wünschte ich, daß Du das nicht nöthig hättest.“

„Das ist doch das Wenigste, was ich thun kann, Scot, das Einzige, was in meiner Macht steht.“

Sie jedoch erinnerte sich Tante Michal, eine Speise so unnützer Weise zubereitet zu haben, wie ihre Fischpastete; denn obgleich Scot ihr über die dieselbe sein Kompliment machte, rührte er keinen Bissen von derselben an, schien überhaupt keinen Appetit mitgebracht zu haben. Nach aufgehobener Tafel griff er sogleich nach seinem Waldhorn — so ganz anders, als an anderen Abenden, während sie mit ihrem Strickzeug in der Hand sich in ihren Gedanken abquälte, mit welchen Neuigkeiten sie ihn wohl aufheitern könne.

„Heute war ein Mann hier, der alte Regenschirme aufkauft,“ begann sie endlich. „Im Allgemeinen habe ich mit diesen Leuten nicht viel im Sinn, dieser schien mir jedoch sehr respektabel.“

„Es ist ja auch ein höchst respektabler Erwerbszweig,“ sagte Scot.

„Und, mein lieber Scot,“ fuhr die Tante fort, die nach dieser scherzenden Bemerkung erleichtert aufathmete, „er kaufte Deinen alten Regenschirm, er war, weißt Du, ganz schlecht und unbrauchbar, und ich habe ein ausgezeichnetes Geschäft damit gemacht. Zuerst bot er nur vier Pence dafür — es ist seltsam, wie diese Leute mit sich handeln lassen — ich habe aber auf sechs Pence bestanden.“

„Hat der höchst respektable Geschäftsmann das goldene Namensschild am Griff gesehen?“

Scots Lachen klang nun nicht mehr gezwungen.

„Ach, Scot!“ Ihr entsetztes Gesicht mit den hellen, kleinen Augen war zu komisch anzusehen, so daß er wieder laut auf-lachen mußte.

„Ach, Scot, das Schild hatte ich ganz vergessen, war es werthvoll?“

„Ein Goldstück vielleicht, aber was macht das, Tante? Wenn ich das Schild behalten hätte, wäre ich sicher in die Versuchung gekommen, mir einen neuen Schirm dazu zu kaufen — also jedenfalls ein Glück für unsere Kasse.“

„Ich handelte sehr dumm,“ versetzte sie schnell, ihre Laune ändernd, denn er hatte sehr lustig und ohne jeden Vorwurf gesprochen, daß ihre schon bereiten Thränen rasch wieder versiegten, zumal Scot in seinen Ernst von vornhin zurückfiel. „Aber wir wollen ihn schon fassen. Er wird bald wieder Jemand betrügen, dann kann ich mich melden, und er muß die goldene Platte wieder herausgeben.“

„Fräulein Rose Baring war auch diesen Nachmittag hier,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „sie schien sehr besorgt wegen Deines Pferdes, so daß ich glaubte, irgend Jemand müßte sie erschreckt haben. Sie blieb eine ganze Stunde bei mir und war äußerst liebenswürdig, von ihr erfuhr ich auch, daß Du hinter Fräulein Egerton bergeritten seiest. Merkwürdiger Weise mag sie, wie man sofort herausmerkt, Doris nicht leiden, während ihr Bruder doch ganz vernarrt in sie ist. Glaubst Du das nicht auch, Scot?“

„Was?“ fragte er.

„Daß Herr Baring sterblich in Fräulein Egerton verliebt ist, und daß das jammerschade.“

„Dem kann nun aber einmal nicht abgeholfen werden,“ entgegnete Scot ruhig.

„Da sie schon verlobt ist, ist solches Kourmachen nicht allein vergebens, sondern auch für ein so junges, unschuldiges Mädchen wie sie verderblich.“

„Ihretwegen, Tante Michal, brauchst Du Dir keine Gedanken zu machen, die Liebe eines Mannes ist ihr nichts Neues wie auch Kenneth Bradford, obgleich er sie mehr liebt als sein Leben, es nicht verhindern kann, daß andere Männer sich so thöricht benehmen — selbst jetzt noch, wo es zu spät ist.“

„Sprich doch nicht so strenge, Scot, ich table ja Keinen von den Beiden, Doris Egerton ist sehr liebenswerth, und es ist zu natürlich, daß Herr Baring eine so hübsche und vornehme Frau sich wünscht; meine Meinung war nur, eine junge Dame sollte nicht mehr als einen Anbeter haben.“ —

„Großer Himmel, Doris, was hätte das für ein entsetzliches Unglück geben können!“

Das junge Mädchen kniete noch im Reitkleide neben dem Stuhle ihrer Tante, den Kopf auf deren Schooß gelegt, wie sie als Kind immer gethan, wenn sie derselben etwas Ernstes mit-zuthellen hatte, und jetzt erzählte sie ihr von ihrer Gefahr und Rettung, während Fräulein Johanna's Hand liebevoll über ihre glänzenden Flechten strich.

„Möglicher Weise,“ schloß Doris, „hätte ich auch, wie „Hero“, beim Hinunterstürzen mich nicht verletzt, es wäre vielleicht besser gewesen!“

„Besser, liebes Kind? Ich verstehe Dich nicht; es ist ein wahres Glück, daß Herr von Monkton zur Stelle war und so viel Geistesgegenwart zeigte. Wo bleibt Deine Dankbarkeit Doris?“

„Meine Dankbarkeit? O, liebste Tante!“

„Nun, es ist kein Wunder,“ dachte Fräulein Bradford, die selbst im ersten Augenblicke ganz außer sich gewesen, „daß Doris so zitterte, doch durfte diese Aufregung, so natürlich sie auch war, nicht untertügt werden.“

„Du bist schon so lange zu Hause und hast Dein Kleid noch nicht gewechselt, beeile Dich, Dein Vater kann jeden Augenblick heimkommen.“

„Doris,“ sagte dieser spät am Abend, indem er sie zärtlich umarmte, nachdem er sie im Stillen länger beobachtet hatte, „Du mußt nicht wie ein Geist umherwandeln, Tante Johanna und ich vermiffen Dein helles Lachen und Dein heiteres Geplauder. Wir müssen Kenneth kommen lassen.“

„O, Vater,“ rief das junge Mädchen plötzlich mit felt-samer Leidenschaft, „laß mich immer bei Dir bleiben!“

„Mein geliebtes Kind, dies Unglück heute Nachmittag brauchte uns doch nicht zur Erkenntniß zu bringen, wie theuer wir uns sind. Aber Kenneth führt Dich ja nicht weit von uns fort, er hat meine Einwilligung, und es würde sein Herz brechen, wenn auch nur —“

„Ja, Vater,“ unterbrach sie ihn mit einem Seufzer, „es waren unbedachte Worte; bei Deiner großen Liebe und Zärtlichkeit zu mir bedachte ich in dem Augenblicke nicht, daß ich damit Kenneth mein Gelübde brechen müßte, was ich —“

„Nun sänge uns etwas vor, Liebling, ich denke morgen früh, schon ehe Du aufstehst, nach dem Birkenhof zu gehen, um Herrn von Monkton zu danken. Was soll ich ihm von Dir bestellen?“

„Du wirst das am besten wissen, Papa,“ entgegnete sie, sich sofort nach dem Piano begebend und die Tasten anschlängelnd. So sehr sie sich aber auch bemühte, ihre Gedanken dem Spiele zuzuwenden, immer tauchte vor ihrem Geiste ein fernes Bild auf, das lange, öde Zimmer unten in der alten Farm.

Bald nachher ward Doris herausgerufen, da Jemand sie zu sprechen wünschte, und sie fand Anna Wakeley in der Halle, welche sie ängstlich um eine Unterredung unter vier Augen bat.

(Fortsetzung folgt.)

Kartenspiel und Aberglaube.

(Nachdruck verboten.)
Von M. Folticineano-Berlin.

Seit der Verbreitung des Kartenspiels in Europa bis auf unsere Tage wurde dasselbe als eine Anleitung zum Müßiggang angesehen, der bekanntlich aller Laster Anfang ist. Die Karten wurden als „Teufels-Gesangbuch“ verdammt, als ob nicht die menschlichen Leidenschaften, sondern die dünnen bunten Blätter die Urheber des Übels seien und als ob es nicht noch andere Mittel gäbe, der seelischen Erregung zu fröhnen und die Wandelbarkeit des Zufalls herauszufordern. Wer in dessen einmal Gelegenheit hatte, zu beobachten, mit welcher Leidenschaft beispielsweise die Italiener ihr Morapspiel betreiben, wird zugeben müssen, daß die Karten zur Erregung der Spielwuth keineswegs unentbehrlich sind. Schopenhauer ist in seinem Pessimismus weit nachsichtiger als viele Moralisten und sieht in dem Kartenspiel verächtlicher Weise nur ein Mittel für geistlose Leute, die Langeweile todzuschlagen. Weil sie keine Gedanken auszutauschen haben, behauptet er, tauschen sie Karten aus und suchen einander Geld abzunehmen. Daß in dieser Ausführung eine Uebertreibung liegt, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Woher die Spielarten stammen, ist noch nicht festgestellt. Die Meinung, daß die Aegypter die Erfinder seien, hat zwar unter den Kulturhistorikern große Verbreitung gefunden, allein unwiderlegliche Beweise sind dafür nicht erbracht worden. Die Karten sollen dieser Meinung zufolge ursprünglich eine in altägyptischer Bilderschrift entworfene Allegorie gewesen sein, die in den vier Farben die vier Stände Adel, Geistlichkeit, Bürger- und Bauernstand darstellt. Aus Aegypten sollen die Karten nach Arabien und China gewandert sein. Nach Europa sind sie wahrscheinlich durch die Teilnehmer an den ersten Kreuzzügen gebracht worden, die sie im Orient kennen gelernt hatten. Dafür spricht die feststehende Thatsache, daß das Spiel an verschiedenen Punkten der europäischen Christenheit gleichzeitig auftauchte. Gleich dem Schachspiel, dessen Ursprung ebenfalls unbekannt und mit dem es nahe verwandt ist, kam es zu uns aus Asien. Trotz der wesentlichen Veränderungen, die es im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, ist seine Ähnlichkeit mit dem Schach, besonders mit dem außer Gebrauch gekommenen Bierschach, dem indischen Tchatarunga, auffallend. In Italien hießen die Kartenbilder früher Re, Cavallo, Fante, was den Namen der Schachfiguren König, Springer, Läufer entspricht. Nebenbei bemerkt, erscheint es uns keineswegs ausgemacht, daß die Bezeichnung „Fante“ für den Jungen von Infante herrührt; sie will uns vielmehr als eine Korruption von Elefante, der orientalischen Bezeichnung für den Thurm im Schachspiel, bedünken.

Was Deutschland betrifft, so werden die Karten zum ersten Mal in einem Buche erwähnt, das 1472 erschienen ist und in dem das Auftauchen des „Spiels voll Antrew“ in das Jahr 1300 verlegt wird. Aus Italien kamen sie über die Alpen nach Deutschland. Das Tarockspiel ist zweifellos italienischen Ursprungs; auch den norddeutschen Sat, ursprünglich ein Bruder des Ecarte, will man von einem alten italienischen Spiel herleiten, das scartare (bei Seite legen) hieß.

Ob das Spiel in früheren Zeiten verbreiteter war als in der Gegenwart — wer möchte das entscheiden? In früheren Jahrhunderten, als sich die Obrigkeiten die überflüssige Mühe gaben, das Privatleben der Bürger zu reglementiren, war das Spiel in der That stark verbreitet. Nach einer Fastenpredigt des Kardinals Capistrano in Nürnberg wurden etwa dreitausend Schachspiele, vierzigtausend Würfel und ein Haufen Spielkarten auf dem Marktplatz verbrannt. Allein, ist in unseren Tagen eine Herrngesellschaft denkbar, in der nicht ein Spielchen gemacht wird? In unserm weitverzweigten Vereinsleben nimmt das Kartenspiel einen breiten Raum ein. Gut ein Drittel unserer geselligen Vereine sind dem Spiel gewidmet; in Norddeutschland heißen diese Vereine Skatclubs, in Süddeutschland Tarockgesellschaften. Die Junggesellen pflegen das Kartenspiel mit großer Vorliebe; doch soll damit nicht gesagt sein, daß die Chemänner kein Gefallen an den Karten finden.

Wer nicht selbst spielt, kann sich keinen Begriff machen von dem Amusement, die der Kartenspieler empfindet. Viele nützliche und nothwendige Dinge hat die Menschheit im Laufe der Jahre entworfen und vergehen sehen; Staaten wurden gegründet und gingen unter, aber das Kartenspiel hat der Zeit getrotzt; vom Ausgange des Mittelalters an hat es sich dauernd er-

halten, und aller Voraussicht nach wird es noch manches Jahrhundert überdauern. Wird es doch mit einem Ernst und einer Ausdauer betrieben, die ersternen Dingen keine Schande machen würden.

Das Kartenspiel ist bei allen Völkern zu einer der populärsten Zerstreuungen geworden, und da es dabei nicht ausschließlich auf die Geschicklichkeit der Spieler, sondern sogar zum größten Theil auf die Launen des Zufalls oder „Glücks“ ankommt, hat sich mit der Zeit eine Menge von abergläubischen Bräuchen herausgebildet, die der Spieler beobachten muß, wenn er sein Geld nicht los werden will. Da die Karten „Teufels-Gesangbuch“ genannt werden, erscheint es selbstverständlich, daß der Teufel der Schutzpatron des Spiels ist. „Den Kartenspielern steht der Teufel über die Schultern und zählt die Augen,“ sagt ein Sprichwort, und ein anderes behauptet, „zwischen den Kartenspielern sitzen junge Teufel“. Der Gottseibeiuns verleiht Glück im Spiel, wenn etwas dabei für ihn herauskommt, oder er schickt eine der ihm zugeeigneten Thiere, den Kuckuck, den Geier oder den Ribiz. Was der Wunsch, daß ein der Kuckuck oder der Geier hole, bedeutet, weiß wohl Jedermann. Die gleiche Bedeutung hat am Rhein und besonders in Westfalen das Wort: „Fort jum de Rivitt weer her?“ (Führt dich der Ribiz wieder her?) Die Bezeichnung „Ribiz“, mit dem man ins Spiel sich hineinmischende Zuschauer belegt, ist daher alles Andere eher, als ein Schmeichelwort. Der Aberglaube, daß das „Ribizigen“ demjenigen Spieler, der ein Opfer desselben ist, Unglück bringe, ist weit verbreitet. In der That wird auch dem gelassensten Spieler der dreinredende Zuschauer unangenehm, der Spieler verliert die Ruhe, er wird nervös, und wenn er das Spiel verliert, schreibt er das Unglück nicht der eigenen Aufregung, sondern der Ursache desselben, dem Ribiz, zu.

Der Brauch und die Lebensart vom Daumendrücken, was Glück bringen soll, ist uralte. Es wurde von den Römern bei den Fechterspielen geübt. Bedeckte das Publikum den Daumen mit den übrigen vier Fingern der Hand, drückte es den Daumen, so bezeichnete es dadurch den Wunsch, daß dem unterlegenen Gladiator Gnade zu Theil werde. Ueberhaupt reicht der Aberglaube beim Spiel, wie jeder andere Aberglaube, in die heidnische Vorzeit zurück. „Hier muß ein Hund begraben liegen“, hört man einen Spieler rufen, wenn er beständig im Verlieren ist. Woher diese Lebensart stammt, dürfte nicht allen Kartenspielern bekannt sein. Den Römern galt der Hund, besonders die trachtige Hündin, als Unglücksthier. Auch ins christliche Mittelalter hatte sich dieser Aberglaube hinübergerettet. Unglückliche werden „vom Unglück angebellt“, und eine Sache „verpudeln“ oder „einen Pudel machen“ ist gleichbedeutend mit verderben. Uebrigens ist die Lebensart „hier liegt der Hund begraben“ oder „hier muß ein Hund begraben liegen“ nicht bloß bildlich zu nehmen. Im abergläubischen Mittelalter hatten die Bauherren die barbarische Gewohnheit, irgend ein Thier, besonders einen lebendigen Hund, in den Grund des Hauses gleichsam als ein Opfer für die bösen Mächte einzumauern, damit das Haus feststehe. Der Hund hatte ungefähr dieselbe Bedeutung wie der biblische Sündenbock. Auf diesen Aberglauben stützt sich auch die Sage vom Meister Manole, der seine eigene Frau in die Kathedrale von Curtea de Argech eingemauert, nachdem ihm die bösen Geister mehrere Male hinter einander den Bau umgeworfen hatten. Carmen Sylva hat diese Sage dem Abendlande in einem Drama bekannt gemacht.

An welcher Stelle des Hauses der Hund eingemauert oder begraben worden war, wußten die späteren Hausbewohner natürlich nicht. Sie konnten also an jeder Stelle „auf den Hund kommen“, Pech haben. Weshalb man es als eine glückliche Vorbedeutung ansieht, wenn man die ersten Spiele verliert, ist nicht recht erklärlich. Es kommt übrigens häufig genug vor, daß ein Spieler, der anfangs verloren hat, später gewinnt, indessen geschieht dies nicht etwa auf Anordnung überirdischer Mächte, sondern weil der Verlierende sich zusammennimmt, besser aufpaßt und dadurch die Scharte auswegt, während der Gewinner nach und nach lässig wird und dann verliert.

Das Aufnehmen der Karten ist mit abergläubischen Gepflogenheiten verknüpft. Die Einen lassen die ihnen zugewiesenen Blätter liegen, damit die „Trümpe wachsen“; die Medlenburger haben außerdem noch den Brauch, die Karten einzeln aufzunehmen. Eine rationale Erklärung darf man für diese Gebräuche nicht fordern; der richtige Spieler forscht auch gar nicht darnach. Ihm genügt ihre genaue Befolgung; gewinnt er, so haben sie ihm Glück gebracht, verliert er dagegen, so giebt

Allerlei.

Josef Lauff hat zu der Konzert-Ausführung, die anlässlich der Anwesenheit der Königin der Niederlande und der Königin Mutter im Potsdamer Palais stattfand, einen Prolog gedichtet, der auf besonderen Wunsch des Kaisers entstanden ist und gleich mancher anderen theatralischen Arbeit des Dichters, ebenfalls als ein Beleg für die Kunstmeinung unseres Monarchen betrachtet werden kann. Man kennt die Vorliebe des Kaisers für die niederländischen Volkslieder und diese Thatsache hat Josef Lauff bei der Abfassung seines Prologs naturgemäß in Betracht gezogen. Der Prolog sollte eine poetisch-historische Einführung zu den niederländischen Volksliedern geben und in kernigen Worten und in schwingvoller Form schildert der Dichter den Zusammenhang des niederländischen Volksliedes mit der niederländischen Geschichte.

Schwer lag der Himmel über den Provinzen,
 Vom Brandgeleucht des Spaniels umspielt;
 Die Niederlande schrienen nach dem Bringen,
 Der's Bannertuch „Oranien-Nassau“ hielt.

Da klang im Gleichschritt: „Wilhelm von Nassauen“
 Beim Pfeifenschritt durch's weite Niederland.
 Der Sang besetzte, braute wie die Welle,
 Die blutgroth zum Nordenmeere rann;
 Es rüttelte sein „Sturmlied“ die Kastele.

Da klang von Wall und Grachten
 Das Siegeslied, das Lied von „Berg op Zoom.“

Von den poetischen Volksliedern und den mit ihnen verbundenen Ereignissen vergangener Jahrhunderte kommt der Dichter auf die junge Gegenwart.

Es wuchs der Stamm, von Vorbeerschnud umlaubt,
 Und wob den Kranz zuletzt in untern Tagen
 Dir, Königin, ums jugendliche Haupt.
 Und wie mein Lied in „Großer Zeit“ erklungen.
 Als jäh der Weckruf durch die Lande drang,
 So spricht es heute mit bereydeten Jungen
 Zu allem Volk mit seinem Feierklang.

Und wo daheim und über fremde Meere
 Der Niederlande stolze Flaage weht —
 Umraucht es das Palladium der Ehre,
 Als eines freien Volkes „Danke-geht“.

Der Lauffische Prolog darf durch die interessante Thatsache, daß auch dieses poetische Schöpfungs des Dichters auf Anregung des Kaisers entstanden ist, auf ein ganz besonderes Interesse Anspruch erheben.

Ein Fruchtgarten-Land. Queensland, der große subtropische Nordstaat Australiens, entwickelt sich — abgesehen von seiner Bergwerksindustrie — immer mehr zu einem arosen Fruchtgarten. Rings um die Hauptstadt Brisbane wird eine Obstfarm nach der anderen angelegt, und zwar Gärten, die 2000 bis 6000 Morgen groß sind. Tausende von Arbeitern sind erforderlich, um einen solchen „Garten“ anzulegen und Hunderte um ihn in Ordnung zu halten, aber ist er so weit, dann bringt jedes Jahr neuen, reichen Ertrag. Wenn es in dieser Weise fortgeht, so wird Italien und Spanien, die unsere Lieferanten für die „Äpfel der Hesperiden“, Äpfelsteinen und Zitronen sind, mit der australischen Konkurrenz bald ernstlich rechnen müssen. In Queensland wird die süße Orange gerade zu einer Zeit reif, wo Südeuropa diese Frucht nicht liefern kann und daher erhält man in San Francisco, New-York und London auch den ganzen Sommer hindurch die herrlichsten Äpfelsteinen, die aus Australien eingeführt werden. Zudem gedeiht im Klima und in dem guten Boden Queensland der Orangenbaum schneller, als in Italien. Während es hier langer Jahre bedarf, ehe der Baum einen genügenden Ertrag liefert, bringen die in Queensland vor knapp zehn Jahren gepflanzten Orangen und Limonen schon eine erstaunlich große Menge Früchte. Ein anderer Baum, der ebenfalls bekannt ist wegen seines sehr langsamen Wachstums, die Olive, gedeiht in Queensland beinahe wie ein Weidenbaum und scheint an Schnelligkeit und Entwidlung den raschwüchsigen Eucalyptusbaum nachahmen zu wollen. Die Abhänge der Darlingberge, die bisher mit Olivenpflanzungen versehen wurden, gewähren mit ihren silberblättrigen Dainen schon einen Anblick, wie die Olivenwälder Süditaliens.

Vom Büchertisch.

— Die beste Lektüre für Frauen ist die „Sonntags-Zeitung für Deutschlands Frauen“, die wohl mit Recht die beste und vielseitigste illustrierte Zeitschrift der Neuzeit genannt werden kann. Sie vereinigt in sich eine „Gartenlaube“, eine „Modenwelt“ und eine „Hausfrauenzeitung“ und kostet trotz dieser Reichhaltigkeit nur 20 Bfg. pro Woche. Verlag von W. Vobach u. Co., Berlin, Halleischestraße 18. Den unterhaltenden Theil des neuen Jahrgangs eröffnet der neueste Roman der gefeierten Schriftstellerin Natala von Gischtrath: „Nachtigallen“, sowie eine herooraag-nde Arbeit von Franz Saffen, „Prinzess Clementine“. Wir können unsern verehrten Abonnentinnen ein Probeabonnement auf die „Sonntags-Zeitung für Deutschlands Frauen“ zum Wochenpreise von nur 20 Bfg. beifens empfehlen.

er den Umständen die Schuld, denn der Spieler hat gar zu viele Klippen zu umschiffen und Hindernisse zu überwinden, ehe er an sein Ziel gelangt. Besonders bei den Hazardspielen werden die abergläubischen Praktiken am meisten betrieben. Gibt es doch Amulette, die vor dem Verlust schützen sollen. Nur die Rationalisten unter den Abergläubigen sind der Zuversicht, daß man die Bank von Monte Carlo mittelst Zahlenkombination sprengen könne; die Andern aber greifen zu den wunderbarlichsten Hülfsmitteln.

Ein solches Mittel ist der Hecethaler, den man festhalten muß. Daher wechselt der Spieler sehr ungern während des Spieles ein größeres Geldstück; auf den Hecethaler begründet sich der Aberglaube, daß das letzte Geldstück Geld bringe. Nicht der größeren Vorsicht, die der Spieler beim Einsetzen des letzten Geldstückes anwendet, schreibt man den Umschwung zu, sondern der Ebbe in der Kasse und dem Vermögen des Hecethalers, zu seinem Besizer zurückzuführen. Die Fälle, in denen auch die letzte Münze flöten geht, rechnet man allerdings nicht. Besitzt der Spieler ein durch irgend ein Zeichen kenntliches Geldstück, so hütet er sich, es auszugeben, auch wenn er Gewinner ist.

Der Hecethaler ist eine uralte abergläubische Ueberlieferung. Er sollte seinem Eigenthümer täglich ein gleich großes Geldstück bringen und wurde er zufällig ausgegeben, so kehrte er zuverläßig zu seinem Herrn zurück. Einen solchen Wunderthaler sich zu verschaffen, war sehr schwer, ja sogar mit Lebensgefahr verbunden. Um ihn zu erlangen, muß man um Mitternacht zur Winterjonnenuende mit einer in einen Sack gesteckten schwarzen Raze zur nächsten Kirche sich begeben und drei Mal fest an die Thür klopfen. Der Sack, in dem die Raze sich befindet, muß groß sein und je kunstvoller der Knoten an der Deffnung ist, desto wahrscheinlicher gelingt das Unternehmen. Hat man an die Kirchenthür geklopft, so erscheint ein schwarzer Mann, der barsch fragt, was man hier suche. Da darf man sich nicht einschüchtern lassen, sondern muß fest antworten, man habe einen Hasen zu verkaufen. Auf die Frage, was der Hase kosten solle, antwortet man: einen Thaler. Ohne zu feilschen, zahlt dann der schwarze Mann den Thaler und hat man diesen in der Hand, so muß man sich so rasch als möglich aus dem Staube machen. Währenddessen öffnet der schwarze Käufer den Sack, um den Hasen zu besichtigen. Natürlich springt ihm die Raze entgegen. Mit einem wüthenden Fluch dreht er ihr den Hals um. Der Besizer des Hecethalers muß aber schon außer Gehörweite sein; erreicht ihn das Miauen der Raze oder gar der Fluch des schwarzen Mannes, so muß er sterben. Daher ist es geboten, den Knoten am Sack so künstlich als nur möglich zu verknüpfen, damit man genügend Zeit habe, sich in Sicherheit zu bringen.

Wie überhaupt jede Geschicklichkeit, wurde auch die Geschicklichkeit im Kartenspiel als Teufelswerk verschrieen. Raspars große Treffsicherheit ist, wie Jeder aus dem „Freischütz“ weiß, ein Werk des bösen Samiel. Natürlich müssen die Beschwörungen um Mitternacht vorgenommen werden, gleichviel, ob es in der Wolfschlucht oder an der Kirchenthür geschieht. Der Teufel aber ist der Betrogene, denn, wie wir bei der Erlangung des Hecethalers gesehen haben, „kauft er die Raze im Sack“.

Die Gegenwart mit ihrem verschärften Kampf ums Dasein stellt große Ansprüche an die Menschen und jeder Augenblick muß ausgenutzt werden, daher hat auch die Spielwuth verhältnismäßig abgenommen. In der guten alten Zeit dagegen, wo man Zeit im Ueberfluß hatte, war das Spiel eine bösartige Krankheit, gegen die die Spielverbote nichts fruchteten. Die Spielkarten aber haben eine kulturgeschichtliche Bedeutung, indem sie die Entwicklung der Holzschneidekunst wesentlich förderten. In einigen Kunstsammlungen, wie in der Ambraser Sammlung zu Wien, werden Spielkarten aufbewahrt, die wahre Meisterwerke sind. Selbst edles Metall wurde zur Herstellung von Karten benutzt. Eins dieser Spiele, das noch erhalten ist und auf französischen Ursprung hinweist, besteht aus Silberplättchen, auf denen die Figuren eingravirt und vergoldet sind. Heutzutage werden die Karten aus Karton hergestellt, was praktischer und billiger ist. Wohl haben die Spielkarten schon viel Unheil angerichtet, allein sie waren bloß ein Mittel zur Befriedigung menschlicher Leidenschaften. So lange aber die bunten Blätter eine Bedeutung in unserm sozialen Leben haben werden, wird auch der Aberglaube nicht aussterben, denn die Versuchung des Zufalls ist mit dem Aberglauben auf das innigste verknüpft.